

Kultur & Gesellschaft

Sterbehilfe
Die Kirchen verlieren den Bezug zur Gesellschaft.

27



Reisen
Das Welterbe im Osten Deutschlands.

29

«Die Schweiz ist das europäischste Land»

Das Verhältnis der Schweiz zu Europa ist emotional besetzt, wie die politischen Initiativen zur Zuwanderungsbegrenzung zeigen. Der Berner Historiker André Hostenstein meint: Clevere Politik bedeutet, Verflechtung und Abgrenzung klug auszubalancieren.

Mit André Hostenstein sprach Hannes Nussbaumer

Immer wenn es um Europa geht, werden Abstimmungskämpfe heftig und emotional. So war es vor dem 9. Februar; so ist es aktuell im Fall Ecopop. Hat die Schweiz ein gestörtes Verhältnis zu Europa?
Die Schweiz hat ein komplexes Verhältnis zu Europa. Das ist eine Jahrhunderte alte Konstante. Auf der praktischen Ebene ist das Land stark verflochten mit dem Umfeld. Daneben gibt es eine geistige Ebene - hier geht es um die Frage, wie die Schweiz über sich nachdenkt. Diese ist stark von mentalen Abgrenzungsbewegungen geprägt. Aus dem Spagat zwischen dem, was man macht, und der Art, wie man über sich denkt, resultiert ein Verhältnis, das man dialektisch nennen kann. Oder schizophr.

Sie haben die Schweiz als «das europäischste Land des Kontinents» bezeichnet. Wollen Sie provozieren?
Nein, das will ich nicht. Es handelt sich bei dieser Aussage um eine nüchterne Tatsachenfeststellung. Dass sie provokativ wirkt, hat mit dem politisch extrem aufgeladenen Umfeld zu tun - und damit, dass rechtskonservative Kreise den Souveränitäts- und den Neutralitätsaspekt mit grossem Aufwand bewirtschaften. Dieses Land ist seit Jahrhunderten ökonomisch, kulturell, politisch und diplomatisch sehr eng mit Europa verflochten. Ohne Berücksichtigung des europäischen Umfelds kann man nicht erklären, weshalb es die Schweiz gibt - und weshalb es sie immer noch gibt.

Wie trägt Europa dazu bei, dass es die Schweiz gibt?
Nehmen wir den Wiener Kongress von 1814/15. Die meisten Gebilde aus der frühen Neuzeit, die so daher kamen wie die Eidgenossenschaft, wurden aufgehoben und einer grossen Monarchie zugeschlagen. Oder man machte aus ihnen selbst eine Monarchie. Die Eidgenossenschaft aber hat überlebt - nicht weil sie besonders erfolgreich oder tapfer gewesen wäre. Ihre Fortexistenz lag im Interesse der europäischen Grossmächte.

Das europäischste Land - gleichzeitig sträubt es sich wie kein anderes gegen seine Zugehörigkeit zu Europa. Superlative in beide Richtungen - ist die Schweiz ein historischer Ausnahmefall?
Mir ist in Europa kein anderes Land bekannt, in dem diese paradoxe Gleichzeitigkeit so ausgeprägt ist. Ein Gebilde wie die Alte Eidgenossenschaft war allein nicht überlebensfähig. Es brauchte die Unterstützung der äusseren Mächte. Diese hatten ein Interesse an einem Puffer zwischen den Blöcken, der sich ausser- und machtpolitisch passiv verhielt. Dass hing mit der Lage der Schweiz zusammen. Die wichtigen Alpenübergänge verlaufen durch das Land. Dass der Wiener Kongress den Fortbestand der Schweiz sicherte, hing auch damit zusammen, dass in Europa die Angst verbreitet war, die Schweiz könnte in einem europäischen Krieg von einer Macht als Aufmarschgebiet für einen Angriff auf eine andere Macht benutzt werden.

Die Schweiz überlebte, weil die Grossmächte das wollten - das zeugt von einem erheblichen Mass an Abhängigkeit.



«Wenn Schweizer ihr Land verlassen, erkranken sie gefährlich an Heimweh», sagt Autor André Hostenstein. Foto: Valérie Chételat

Der Wiener Kongress schuf das, was die europäischen Grossmächte von der Schweiz wollten: ein Land, das immerwährend neutral und gleichzeitig bewaffnet war, um sich verteidigen zu können. Nüchtern betrachtet, ist das ein ziemlicher Affront, der gar nicht zur Schweizer Souveränitätsbeschwörung passt. Ein Land, das dazu verpflichtet wird, immerwährend neutral zu sein, büsst enorm an Souveränität ein. Keine europäische Grossmacht hätte sich so etwas von aussen diktieren lassen. Dass die Schweiz dazu noch die Erwartung

der Mächte erfüllen musste, endlich ein Bundesheer zu schaffen, damit sie sich glaubwürdig verteidigen könne - das ist auch nicht gerade das, was man unter einer souveränen Entscheidung versteht.

Dass Abgrenzung zum Umfeld ebenso zur Schweizer Geschichte gehört wie die Verflechtung mit ihm: Ist das die Antwort auf Abhängigkeit und limitierte Souveränität?

Ja, die pragmatische, auf Vernunftüberlegungen basierende Verflechtung

brauchte so etwas wie eine kulturelle Antithese, die Identität stiftete. Ausdruck davon war und ist das Bemühen um eine ganz bewusste Abgrenzung.

Wie schafft man Abgrenzung?

Die Geschichte war und ist ein wichtiger Faktor. Um die 1470er-Jahre begann die Eidgenossenschaft über sich und ihre Entstehung nachzudenken. In jenen Jahren entstand das Weisse Buch von Sarnen. Dort drin steht der Gründungsmythos. Da geht es um die freien Bauern der Waldstätte, die sich gegen die

André Hostenstein
Historiker in Bern

André Hostenstein (55) lehrt als Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern. In seinem eben erschienenen Buch «Mitten in Europa» zeichnet Historiker Hostenstein nach, wie sich das Verhältnis der Schweiz zu ihrem Umfeld im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hat - es ist die Geschichte einer faszinierenden Gleichzeitigkeit von Verflechtung mit und Abgrenzung gegenüber Europa. (han)

willkürlichen, tyrannischen, von aussen eingesetzten Vögte wehren mussten. Da taucht auch Wilhelm Tell auf. Im Prinzip liefert diese Gründungserzählung die Blaupause zur gesamten Abgrenzungsgeschichte. Später folgten weitere Elemente. Ab dem 17. Jahrhundert denkt man über die Neutralität nach, und auch diese wird zu einem Abgrenzungsvehikel. Indem sie die Botschaft verkörpert: Wir machen nicht mit in den Kriegen der anderen. Wir bleiben draussen.

Der Nationalcharakter nimmt Form an...

Die Suche nach diesem Charakter wurde im Helvetismus des 18. Jahrhunderts noch intensiver. Nun ging es explizit darum, diesem kleinen, verflochtenen, aber mit wenig eigener Macht ausgestatteten Gebilde eine Nationalidee zu geben. Die entscheidende Frage lautete: Was verbindet uns? Darauf eine Antwort zu finden, war nicht nur wichtig als Gegenmodell zur Verflechtung. Es brauchte diese einigende Idee auch gegen innen: Im 18. Jahrhundert bestand die Schweiz aus souveränen Kantonalstaaten, deren Obrigkeiten sich vehement gegen jede Form von Zentralisierung wehrten.

Und? Was verbindet uns?

Die Geschichte. Und der Naturraum, die Alpen - sie wurden zu einem Refugium stilisiert, zu einem Hort von ursprünglicher Freiheit. In diesem Kontext steht auch die Entdeckung des Heimwehs und ihre Bezeichnung als «Schweizer Krankheit» - bis in die Romantik hiess sie ganz offiziell so. Wenn Schweizer ihr Land verlassen, erkrankten sie gefährlich an Heimweh. Das Thema wurde in Europa als medizinisches Syndrom erörtert.

Ohne dass sich die Schweizer damit den Ruf von Schwächlingen holten?

Nein, das Thema galt als ernsthaftes medizinisches Problem. Man machte sich auch Gedanken über Therapieformen. Gleichzeitig grenzte sich die Schweiz vom damals dominanten französischen Kulturmodell ab. Die französische Hochkultur machte die Eidgenossen gerne lächerlich. In den Komödien der Zeit tritt der Schweizer als Tölpel auf. Die Schweizer Soldaten in den französischen Garnisonen galten als trunksüchtig, ungehobelt und unkultiviert. Die Schweizer Aufklärer des 18. Jahrhunderts reagierten darauf clever. Sie machten aus dem Vorwurf einen Vorzug. Sie drehten das Negativstigma ins Positive und sagten: «Wir sind stolz auf unsere Grobschlächtigkeit.» Man deutete diese zum Ausdruck von Ursprünglichkeit um: ein Charakter, der noch nicht verdorben und verweichlicht war. Dieser Diskurs

Fortsetzung auf Seite 25

Anzeige

61. Zürcher Wein-Ausstellung

30. Oktober – 13. November 2014, 12 Schiffe am Bürkliplatz Zürich
Über 4000 Weine, Degustation, WeinForum, Restaurants

www.expovina.ch



Kultur & Gesellschaft

Fazil Say: Pianist, Bass-Booster und Komponist

In der Tonhalle führte Say vor, was er alles kann - eben nicht alles gleich gut.

Anna Kardos

Pianisten gibt es zuhauf. Pianisten, die Soloabende geben, ebenfalls. Aber so einen wie Fazil Say müsste man erfinden, wenn es ihn nicht schon gäbe. Eben hat er gerade eines seiner Zürcher Konzerte gegeben. Der Mann ist Komponist, Improvisator, sein eigener Dirigent, Bass-Booster und ein grossartiger Pianist in Personalunion - und ja, krank war er auch noch bis kurz vor seinem Auftritt, weshalb er sein Konzertprogramm in letzter Minute auf den Kopf gestellt hatte. Statt Mozart und Chopin gabs Say und Mussorgsky.

Den Auftakt machten die «Bilder einer Ausstellung» des russischen Romantikers. Fazil Say aber hängte die Bilder kurzerhand in ein Museum für Expressionisten, wenn er musikalisch auf die Tube und in die Tasten drückte - vor allem die tiefen. Schon die «Promenade», also das Flanieren durch Mussorgskys klingendes Museum, klang verzaubert: Eben erst war man stramm losmarschiert, nun fand man sich in geheimnisumwobenen Räumen wieder.

Und es wurde noch aufregender. Beim «Gnom» wummerten die Bässe, beim «Castello» umrankte die Musik geradezu richtungslos die alten Gemäuer. Der Hexe Baba Jaga verpasste der türkische Pianist Holzpantinen, und bei den «unausgeschlüpften Küken» wurde Fazil Say fast schon selbst zu einem solchen, wenn er im Takt der Musik mithüpfte. Alles war derart lebendig, derart neu erzählt, dass man aus dem Staunen nicht herauskam.

Nach der Pause nur Eigenes

Doch auch Tausendsassas vermögen nicht überall hundertprozentig zu überzeugen. Das zeigte sich nach der Pause, als auf dem Programm nur noch Eigenkompositionen standen. Der erste Satz seiner Sonate «Gezi Park 2» (2014) erzählt musikalisch von den Nächten des Widerstands in den Strassen Istanbuls. Und meinte man darin noch einen Anklang an Mussorgskys «Baba Jaga» zu entdecken, glättete sich der Sound je länger, je mehr zu einem eingängigen Mix aus volksliedhaften Melodien und Keith Jarretts relaxten musikalischen Patterns. Der Jazzer echote aus allen Stücken heraus.

Das war introspektive klangliche Versunkenheit im Repeat-Modus. Immerhin: Beim Abbau der Schwellenangst vor der Neuen Musik leistete Fazil Say ganze Arbeit, wenn er das Klischee von deren Unverständlichkeit souverän ausbelebte. So souverän, dass ein Zuschauer während der zahlreichen Repetitionen aufseufzte: «Nicht noch einmal!»



Jagd im nicht mehr ewigen Eis: «Thuletuvalu» zeigt, was geschieht, wenn die Arktis wegschmilzt. Foto: HesseGreutert Film AG

Alle Felle schwimmen davon

Ohne Eisbär auf Eisscholle: Mit «Thuletuvalu» findet der Schweizer Regisseur Matthias von Gunten anschauliche Bilder für den Klimawandel.

Pascal Blum

Selten schwärmen Leute von einem Film, in dem zunächst eine Robbe erschossen wird. Das Tier liegt rot auf einer Eisscholle, und die Scholle gehört den Jägern von Thule in Grönland. Das Jagen aber gestaltet sich schwieriger, seit das Meer sich Zeit lässt, zuzufrieren. Die Welt wird wärmer, aber besser deshalb nicht. Das Eis, das in Thule fehlt, wird zu Wasser und nagt an Tuvalu, einem Inselstaat im Pazifik, eigentlich ein Korallenriff ein paar Meter über Meer. Heiss, kalt, Nord, Süd, abbrechendes Eis, ansteigender Ozean. Also: «Thuletuvalu».

Der Klimawandel leidet an einem Bilddefizit, das ist eines seiner Probleme. Das geistige visuelle Archiv ist begrenzt auf einsam treibende Eisbären und anschwellende Kurvendiagramme (und vielleicht noch auf Roland Emmerich). Dagegen entsteht im Dokumentarfilm des Baslers Matthias von Gunten eine Synthese aus Kontrasten. Sein Film ist ein politischer Mahnruf in Gestalt des konzeptionellen Kinos, eine weltumspannende Pegel- und Seelenmessung im Zeichen der Erderwärmung. Er nährt auch ein wenig die linksliberale Faszina-

tion für urchimliche Selbstversorger an exotischen Orten.

Aber während für uns die Argumente der Klimaexperten nah sind und die Auswirkungen fern, haben für die Bewohner von Insel und Eis die von fern gehörten Warnungen einen konkreten Effekt: Steigt der Meeresspiegel an, säuft die pazifische Insel ab, taut das Packeis auf, schwimmen den Inuit die Felle davon. In Tuvalu wird der drohende Untergang ganz buchstäblich, wenn die Wellen ans Ufer klatschen. Die Verstrickung ins gemeinsame Schicksal mit Thule wirkt ganz unschicksalhaft, weil menschengemacht. Die Katastrophe ist abwendbar, also hilft nur noch Gottvertrauen, zumindest bei den gläubigen Tuvaluern.

Zwei Enden einer Welt

Mit «Thuletuvalu» veranschaulicht Matthias von Gunten die Dezimalstellen der Klimaforschung als existenzielle Gefahr für ganze Bevölkerungsgruppen: Er erweitert das visuelle Archiv der Klimaerwärmung mit Land- und Luftaufnahmen von naturgemässer Pracht. Fast plastischer noch ist die filmische Idee, Gegensätzliches zu Eindeutigem zu verschal-

ten: Man siehts, man begreifts. Einen Kommentar braucht da nicht, und eigentlich bräuchte es die Einblender und Interviews ebenfalls nicht. Die letzte Konsequenz wäre ein kompromissloses Bildvertrauen gewesen: eine wortlose Montage aus Beobachtungen an zwei Enden einer Welt in Gefahr. Schon immer war das dokumentarische Kino mehr als Edutainment aus raunender Erklärungshuberei und gut ausgeleuchteter Interviewtristesse, das weiss von Gunten natürlich auch. Nur: So richtig davon los scheint er doch nicht zu kommen. Aber auch so füllt «Thuletuvalu» unseren geistigen Speicher: mit deutlichen Bildern und zündenden Zusammenhängen. Und damit auch mit Munition gegen jenes Problem, das Bruno Latour in «Das Elend der Kritik» beschrieben hat: Deckte man früher hinter vermeintlichen Tatsachen ideologische Argumente auf, herrscht heute ein paranoides Misstrauen gegenüber Fakten, die man für Ideologien hält. Man muss nun schon die unbestreitbaren Tatsachen aufdecken, die hinter einer angeblichen Verschwörung verborgen sind. Dann sieht mans und begreifts.

In Zürich im Arthouse Piccadilly.

Nachrichten

Literatur

Prix Goncourt geht an Lydie Salvayre

Lydie Salvayre hat den Prix Goncourt gewonnen. Sie erhält den wichtigsten Literaturpreis Frankreichs für ihren Roman «Pas pleurer». Darin geht es um den Spanischen Bürgerkrieg. Die 1948 geborene Autorin ist die Tochter exilierter spanischer Republikaner. Spanisch ist auch ihre Muttersprache. Im preisgekrönten Roman praktiziert sie eine hybride Mischung, das «fragnol». Nach einem Medizinstudium arbeitete Salvayre einige Jahre als Psychiaterin in der Nähe von Marseille. Sie schreibt seit den 80er-Jahren Prosa und Theaterstücke. David Foenkinos, einer der unterlegenen Konkurrenten Salvayres, hat dafür den Prix Renaudot erhalten für seinen Roman «Charlotte», der vom Schicksal einer in Auschwitz ermordeten jungen jüdischen Künstlerin erzählt. (SDA/TA)

Museum

Schaffhausen entlässt Museumsdirektor Jezler

Die Stadt Schaffhausen hat Peter Jezler, den Direktor des Museums zu Allerheiligen, auf Ende Mai 2015 entlassen. Jezler war bereits im August suspendiert worden, um Kritik an der Personalführung und der strategischen Ausrichtung in Ruhe überprüfen zu können. Diese Prüfung hat nach Ansicht des Stadtrats die Vorwürfe bestätigt. Zwei Drittel der Mitarbeiter berichteten über teils gravierende negative Erfahrungen mit Jezlers Führungsstil. Jezler war 2011 vom Historischen Museum Bern nach Schaffhausen gewechselt. (TA)

Prozesse

Mannharts Roman bleibt bis auf weiteres verboten

Das Bundesgericht hat eine Beschwerde des Autors Urs Mannhart und seines Verlags Seccion abgewiesen. Wegen der Plagiatvorwürfe darf der Roman «Bergsteigen im Flachland» weiter nicht verkauft und aus ihm nicht gelesen werden. Endgültige Klärung wird das Hauptverfahren vor dem Zürcher Handelsgericht bringen. Dieses hat den Streitwert bereits auf 10 000 Franken gesenkt. (SDA)

Das Gedicht

Ohne Titel

Den Kopf aus der Glotze
Die Finger vom Lappet
Das Haar aus der Suppe
Das Herz auf der Linken
Den Stein auf der Rechten

Mir bleibt von mir
für dich und mich
alles ab allem
jonglierend wenig.

Wolfram Malte Fues (*1944).

Aus «InZwischen» (Allitera-Verlag 2014).

Fortsetzung von Seite 23

«Die Schweiz ist das europäischste Land»

über den Nationalcharakter hatte später einen erheblichen Einfluss auf die Auseinandersetzungen in der Vorphase des Bundesstaats, als man verzweifelt nach integrationsstiftenden Faktoren suchte.

Dass die moderne Schweiz ganz organisch aus dem Rütli schwur heraus entstanden ist: Damit machen rechtsnationale Kräfte bis heute Politik.

Identitätsstiftende Geschichten sind ein Urbedürfnis von Nationen. Jedes Land sucht nach Geschichten, auf die es stolz sein kann. Dass es die eigene, in den Schlachten unter Beweis gestellte Tapferkeit war, welche die Schweiz in die Gegenwart brachte; dass es die eigene Einsicht war, die uns nach Marignano zur Neutralität führte; dass es die eigene Bescheidenheit war, welche uns machtpolitische Zurückhaltung auferlegte - solche Erzählungen liegen in der Natur der nationalgeschichtlichen Heldenverehrung. Das Problem ist: Alle empirischen Tatsachen, die nicht in diese Darstellung passen, werden ausgeblendet. Besonders der transnationale, grenz-

überschreitende Teil der Geschichte fällt weg. Darunter leiden wir heute.

Dabei ist gerade die Bereitschaft, auf Druck von aussen flexibel zu reagieren, ein Teil der Erfolgsstory.

Ja, wie klug und erfinderisch sich die Schweiz über Jahrhunderte zwischen Verflechtung und Abgrenzung bewegt hat - das ist eine beträchtliche Leistung. Wenn man auf etwas stolz sein will in diesem Land, dann nicht auf Souveränität und Neutralität, sondern auf die Cleverness, mit der sich das Land in einem variablen, oft sehr dynamischen und riskanten Umfeld arrangiert hat.

Wie entstand diese Cleverness?

Seit dem 15. Jahrhundert gibt es bei den eidgenössischen Spitzenpolitikern ein Sensorium dafür, wie wichtig die Ausenbeziehungen sind. Es ist kein Zufall, dass im Gefolge der Burgunderkriege die Friedensverträge mit den grossen Antagonisten in Europa geschlossen werden. 1474 mit Habsburg; 1516, ein Jahr nach Marignano, mit Frankreich. Die Eidgenossenschaft einigt sich mit den grossen Kontrahenten und nimmt sich gleichzeitig aussenpolitisch zurück. Man ist deswegen aber nicht neutral. Im Gegenteil: Man ist mit beiden Blöcken stark verflochten und pflegt ein Geben und Nehmen. Dass es gelingt, dieses

Geschäftsmodell über Jahrhunderte hinweg immer wieder zu aktualisieren: Das erklärt ein Stück weit den Erfolg der Schweiz. Es gibt dabei auch Phasen, wo es nicht funktioniert - vor allem am Übergang des 18. ins 19. Jahrhundert, als das Mächtigkeitsgleichgewicht in Europa wegen des unerwarteten Sieges von Frankreich im ersten Koalitionskrieg kippt und plötzlich eine Grossmacht auf dem Kontinent die politische Landkarte allein und exklusiv zeichnet.

Sind wir jetzt wieder in einer Situation, in der das Traditionsmodell nicht mehr funktioniert - weil wir erneut in einer Zeit ohne konkurrierende europäische Mächte leben?

Tatsächlich hat sich Europa sehr stark verändert. Seit der europäischen Einigungsprozess läuft, laboriert die Schweiz an der Frage herum, wie sie sich verhalten soll. Schweizer Intellektuelle sahen die Herausforderung schon in den 1940er-Jahren kommen, als es gegen Ende des Krieges ging. Es war absehbar, dass die europäischen Länder nach Modellen suchen würden, die verhindern, dass es nochmals zu einem Weltkrieg kommen konnte. Die Schweiz tat sich enorm schwer mit dieser Herausforderung. Noch in den 50er-Jahren dachten Leute wie Denis de Rougemont

intensiv darüber nach, ob nun der Moment wäre, um sich in den europäischen Einigungsprozess einzubringen. Die Politik entschied anders. Man entwickelte Alternativ- und Gegenmodelle - die Efta, die Bilateralen. Trotzdem wurde die Schweiz immer einsamer. Dabei muss man aus einer historischen Perspektive sagen: Noch nie hatte die Schweiz ein so günstiges Umfeld wie heute - weit und breit keine Macht, die aggressive, militärische Ambitionen gegenüber dem Land hat. Im Gegenteil: Der europäische Einigungsprozess sichert auch der Schweiz den Frieden.

Das Modell von Verflechtung und Abgrenzung ist zugeschnitten auf unruhige Zeiten?

Nicht nur! Man kann sich ja auch fragen: Wie bringt man sich in ein dynamisches Umfeld ein, das beschlossen hat, in einen Integrationsprozess einzusteigen. Das ist eine neue Herausforderung. In jüngerer Zeit waren die bilateralen Verträge der Königsweg. Dieser ist nun politisch unter Druck gekommen. Es gibt starke Kräfte, welche die Verbindungen mit Europa und den Austausch zwischen der Schweiz und Europa schwächen wollen. Ich finde das unschweizerisch. Wer solches anstrebt, dem fehlt ein tieferes Verständnis für die Geschichte dieses Landes. Die Schweiz

hat nicht überlebt, weil sie auf ihre Souveränität und Neutralität gepocht hat.

Sondern?

Sie hat überlebt, weil sie erkannt hat, dass sie als Kleinstaat über begrenzte Machtressourcen verfügt und dass sie sich als Kleinstaat sinnvoll mit dem Umfeld verflechten muss. Heute besteht die Herausforderung darin, das geeignete Modell zu finden, damit man im modernen Europa weiterhin das Schweizer Erfolgskonzept anwenden kann. Ich gehe davon aus, dass die Schweiz über kurz oder lang weitere Integrations-schritte unternehmen wird. Momentan fehlt aber noch der Leidensdruck. Auch der innerhelvetische Integrationsprozess - der im Übrigen dem europäischen in vielerlei Hinsicht gleicht - gelang nur, weil der Leidensdruck hoch war. Es hat 1847 einen Bürgerkrieg gebraucht, damit das Integrationsmodell Bundesstaat realisiert werden konnte.

André Holenstein: Mitten in Europa - Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte. Verlag Hier und Jetzt, Baden 2014. 312 S., ca. 50 Fr.

 **Dossier** Die wichtigsten Artikel zur Ecopop-Initiative
ecopop.tagesanzeiger.ch